UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 913.43 Book B85u Volume

Heyne Library 1909

My 09-10M

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume

Heyne Library 1909

My 09-10M

Dem Verfasser des „deutschen Wohnungswesens“ in ergebener Verehrung gebuchwald.

Ausgegeben am 23. Mai 1901.

Sonder-Abdruck aus Band LXXIX, Nr. 19 des

GLOBUS.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“.

Herausgeber: Dr. Richard Andree, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Erscheint in halbjährlichen Bänden von 24 Nummern. — Preis vierteljährlich 6 Mark. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (In der deutschen Zeitungs-Postliste für 1901 unter Nr. 2982 aufgeführt.)

Der Ursprung des Rundlings.

Von Dr. Gustav v. Buchwald (Neustrelitz)

I.

1. Einleitung. Liest man, wie sicher Dr. Andreas M. Hansen in seinem Buche „Norsk Folkepsykologi“ (Kristiania 1899) die seltsamen politischen Bewegungen in Norwegen als den Kampf der germanischen Rasse gegen eine dunklere, kurzköpfige nachweist, und vergleicht die Rundlingstheorie, so mufs man sich wundern, dafs Ostholstein, Mecklenburg, Pommern, die Mark und das hannoversche Wendland nicht ganz dasselbe Schauspiel darbieten. Ja — ein noch bunteres! Die „Überdaurer“, welche ich zu Hansens Gorgeschlecht stelle — denn ihre Niederlassungen liegen nie auf der Höhe (Nor = Stein, Bor = besiedelte Höhe), sondern alle auf Sandstellen im Sumpf, mindestens niedrig am Wasser, und Gôr bedeutet in den germanischen Sprachen Sumpf, Schmutz, Kot —, überdauern noch heute und mit ihnen ihre schmutzigen Instinkte. Wo aber sind die Slaven geblieben? Was man hier für Überreste von ihnen hält, das sind mit Sicherheit Gorunge, wenn ich sie so nennen darf.

Die Mythenreste der Gorunge sind durch weite Striche von Deutschland nachweisbar und kenntlich an ihrer Grausamkeit, Tücke und Blutgier. Schon Grimm wunderte sich über die Grausamkeit der Wassergeister, die zu den Gorungen gehören (besonders die Buzen). Die Neigung zum „Zaubern“ und durch „Zauber“ Geld zu verdienen, ist noch heute vorhanden. Der Mörder Jänicke mit seinem Zaubermord am Teufelssee scheint nach den Beschreibungen: Klein, schwarzhaarig, mit gelbem Gesicht und kleinen, listigen Augen ein Stück deutlicher Rassenpersistenz zu sein.

Wo bleibt aber slavischer Glaube? Sprachreste der slavischen Sprache finden sich strichweise — aber die Sagen und Mythenreste sind entweder gorungisch oder germanisch — hier und da durch Mönchsphantasie mit christlichen oder griechisch-römischen Reminiscenzen durchsetzt —, wenn nicht durch polnische und russische Arbeiter neuerdings eingeführt.

Geht man nun von der Ansicht aus, dafs alle Dorfanlagen in Hufeisenform mit ursprünglich nur einem Eingang und einem freien Platz in der Mitte slavischer Natur seien, so steht man vor einem völlig unverständlichen Rätsel. Wo nicht Hagendörfer des 12. bis 13. Jahrhunderts liegen, da haben wir fast nur Rundlinge, es sei denn, dafs das Gelände eine andere Anlage [illegible] vernotwendigte.

Prüft man die Rundlingslitteratur, so findet man in den älteren Schriften keine Antwort auf das Rätsel, wohl aber eine vorgefafst Meinung mit erstaunlicher Unkritik und oft auch Mangel der allernotwendigsten Vorkenntnisse vertreten.

Erst Richard Andree, dessen Braunschweigische Volkskunde auf solidem historischen und kartographischen Boden steht, macht einen Anfang mit wirklicher Kritik und scheidet angeblich „wendische“ Dörfer aus. Es entgeht ihm nicht, dafs auch in Rundlingsdörfern, bei denen er mit unanfechtbarer Sicherheit nachweist, dafs in ihnen noch vor gar nicht so langer Zeit slavisch gesprochen ist, das Haus ganz das nämliche, nach sächsischer Art gebaute“ ist und dafs „die Bewohner hier wie da die gleichen niederdeutsch redenden Menschen“ sind (S. 363).

Diese Fingerzeige hätten eigentlich schon genügen sollen, um eine Nachprüfung mit neuem Material und veränderter Methode ins Leben zu rufen, denn mit gleichem Quellenmaterial und historischer Kritik kann man zu keinem anderen Resultat kommen als Andree. Nur eine einzige Behauptung ist unrichtig, nämlich die, dafs der hannoversch „Slave“ stets das h am Wortanfang wegliefse und es stets vor einem Vokalanfang gebrauche. Gewifs thun das Leute, aber dies ist nicht als Folge slavischer Abstammung anzusehen. Wäre dies der Fall, so müfsten das erstens alle Slaven thun und zweitens dürfte das nicht gerade ebenso auch bei anderen Völkern vorkommen. Geht man aber in die untere Bevölkerungsschicht Englands, so findet man dieselbe Erscheinung sporadisch. Geht man nach Irland, wo also die unrassefremdesten Leute in starker Zahl überdauert haben, so ist dieser Sprachirrtum ganz gang und gäbe. Es fällt also jede sprachliche Berechtigung, dies als etwas specifisch Slavisches anzusehen. Andree verfehlt auch nicht, zu bemerken: „Im Vorsfelder Werder ist hiervon keine Spur zu merken“ (S. 363).

Auch E. H. Meyer bezweifelt in seiner Deutschen Volkskunde zwei Jahre nach Andrees Werk noch nicht, dafs namentlich in Wagrien die Rundlinge oder Runddörfer „slavischen Charakter“ haben, und doch giebt er auf derselben Seite 47 der ganzen Theorie geradezu [illegible] Merkwürdig sind in Fehmarn [illegible]telle in den braunschweigi-

P 29035

913,43
f B85u

schen Runddörfern die Schule oder die Kirche liegt, der mit dem Donnerstein an den furchtbaren Thorstein der isländischen Gerichtsstätte erinnert, auf dem einem Verbrecher der Rücken zerbrochen wurde, und dann der ‚Schild' oder die ‚Brücke', der Vorplatz, der auch den Lüneburger Rundlingshäusern vorliegt, jedoch hier oft mit einer Scheuer verbaut ist, so dafs der Anblick des Hauses verdeckt wird. Aber wie ist es nun zu erklären, dafs diese hirtenhafte Anlage mit den letztgenannten auffallenden Eigentümlichkeiten auch in Dänemark, wohin nie Slaven kamen, wiederkehrt?"

E. H. Meyer läfst hier eine Schilderung des altdänischen Dorfes nach jütischem und seeländischem Recht folgen, wie es den Platz mit dem Dorfbrunnen, der Tränke und dem Dingstein so umrundet, wie es selber vom Hauptzaun umgeben ist.

An diese „auffallenden Eigentümlichkeiten", die viel zu ausgeprägt sind, um blofs als elementare ethnographische Parallelen angesehen zu werden, darf ich eine Stelle aus dem citierten Werke von Andreas M. Hansen anführen, die auf den richtigen Weg der Erklärung hindeutet (S. 27): „Og omvendt, ute på öerne langs Norges vestkyst og i de voldsom sonderskårne fjordlandskap, ... der har man den dag i dag fuldt typisk landsbybruk, med flere, oftest 5—6, men op til 20, selvstændige opsiddere samlet i samme tun (= town, zaun: gærdet om lansbyen) og med fuldstændigt jordfællesskap. Oftest er det „teigblanding" med hjemmemarken delt teigvis mellem opsidderne, som almindelig i Mellemeuropa, men tildels findes on endnu mere primitiv form „årbytte", fuldstændig som Cæsar skildrer det for to tusen år siden: „at der ikke fides personlig og særskild eiendomsret til akrene, men at de ma skifte bruken av dem hvert år."

Andrees gewissenhafte Beobachtung von allem, was in Braunschweig nicht mit der herkömmlichen Rundlingstheorie übereinstimmt, E. H. Meyers Hinweise auf den Rundlingsbau in Dänemark und die altgermanischen Eigentümlichkeiten und A. M. Hansens direkter Vergleich der heutigen Siedelungsweise und Dorfsitte in Norwegen mit dem, was Julius Cäsar von den ihm bekannt gewordenen Germanenstämmen sagt, verweisen zusammen die Frage nach dem Ursprung des Rundlings an die Erforschung der Vorgeschichte.

2. Der Rundling in der germanischen Vorgeschichte. Schon vor mehr als einem Jahrzehnt habe ich in der Berliner Zeitschrift drauf hingewiesen, dafs fast alle mir bekannten Siedelungen der jüngeren Bronzezeit Höhensiedelungen sind, die meistens im Volksmunde den Namen Borgwall führen. Alle bewohnten Hügelkuppen liegen am Wasser und sind öfter nur durch einen schmalen Zugang landfest. Sie tragen also nach den Bodenverhältnissen das Essentielle des Rundlingsdorfes in sich. Dasselbe gilt — doch mit Ausnahme der Lage am Wasser — von den mittel- und westdeutschen Ringwallbergen. Archivdirektor Baron Schenk zu Schweinsberg sagte mir, dafs derartige Berge in Hessen Dinsberge hiefsen, er beabsichtige, eine Abhandlung über diese zu schreiben (Dresden, im September 1900. Das Wort ist sprachlich klar, denn „Din" ist den welschen „Dyn" gleich, und nur eine dialektische Nebenform zu Tun und Dunum. Jede dieser keltgermanischen oder in späterer Zeit keltischen oder germanischen Anlagen trägt durch das ganze Verbreitungsgebiet ebenfalls das Essentielle des Rundlings in sich. Diese Form scheide ich von dieser Untersuchung aus, da [illegible] werden, dafs der Rundling urgerma[illegible] so mufs man ihn auf dem von Slaven durchsetzten Gebiete als früher vorhanden erweisen, ehe sie ihren Fufs auf diesen Boden setzten.

Läfst sich dieser Beweis erbringen, so würde die Behauptung, dafs die Rundlingsanlage dennoch slavisch wäre, den vollen prähistorischen Beweis erfordern, die ugro-finnische Rasse habe in Rundlingen gewohnt, ehe sie auf europäischem Boden mit ostgermanischen Stämmen in Berührung kam.

Die Zahl der Höhensiedelungen, die ich hier im Lande Stargard fand, ist verhältnismäfsig bedeutend, aber noch nicht so abgeschlossen, dafs ich schon jetzt kartographische Darstellung für angezeigt hielte, auch die Zahl der Tiefensiedelungen aus der sogen. Slavenzeit ist langsam im Wachsen begriffen (z. B. im vorigen Herbst in Warbende: Scherben mit Burgwallornament, freihändige und Drehscheibenarbeit und klingend gebrannte, eiserne Kesselhaken aus einem einzigen Hause!). Immerhin bin ich in der Lage, aus dem Material zwei als typisch auszuwählen.

I. Quassow von der Steinzeit an.

Zur Übersicht gebe ich hier einen Ausschnitt der Schmettauschen Karte von 1780 und des Meistischblattes (Nr. 1 Quassow).

Der Borgwall ist ein hoher, rundlicher Kegel, der nach dem langen, breiten Woblitzsee zu schroff abfällt. Die Seite nach der Havelmündung in den See zu ist etwas abgeackert, ebenso die nach der Landseite. Der Zugang vom Hügel 2 aus ist schmal und sandig, er mufs vor nicht allzu langer Zeit überflutet gewesen sein. Auf dem Plateau des Borgwalles finden sich grofse Feuersteinknollen in so grofser Zahl, dafs man sie wohl für zusammengetragen halten mufs. Zahlreiche Splitter und Abfallstücke und grofse, scharfe Schabescheiben lagen auf der Oberfläche, so dafs die Stelle an den Platz bei dem Leuchtturm auf Hiddensee oder die bei Altbessin erinnert. Die Technik der Funde hat nichts von dem armseligen kleinlichen Charakter der „Gorunge" von Klein-Trebbow. Dieselben Gegenstände finden sich auf dem Hügel 2 nach der Havelseite zu. Nicht weit davon grub ich leider bei strömendem Regen drei Skelette aus, die ohne keramische Beigabe in die kiesige Erde bestattet waren, über die jetzt der Schienenstrang läuft. Das eine Skelett trug ein Halsband aus kleinen Raubtierzähnen (etwa Hund oder Fuchs). In der Gürtelgegend lagen links Enden von Hirschgeweih, wie man sie zum Absplittern bei der Bereitung von Steinmessern, Lanzenblättern oder Pfeilspitzen gebrauchte, rechts Gewehre vom Wildschwein und ein kleines, gut entwickeltes Steinbeil aus einem weichen Gestein; der Schädel konnte zur Hälfte gerettet werden. Unweit von diesem lag ein zweites Männergrab mit einem wenig bearbeiteten schmalen Stück Feuerstein und einem ähnlichen Beil mit ziemlich scharfem Bahnende. Seitwärts von beiden lag ein ganz vermorschtes Skelett, das Dr. Wegener aus Wesenberg für ein Frauenskelett erklärte. Auf der linken Brust lag ein Thonklumpen, der eine Anzahl von prismatischen Messern enthielt, die zum Teil sehr scharf waren.

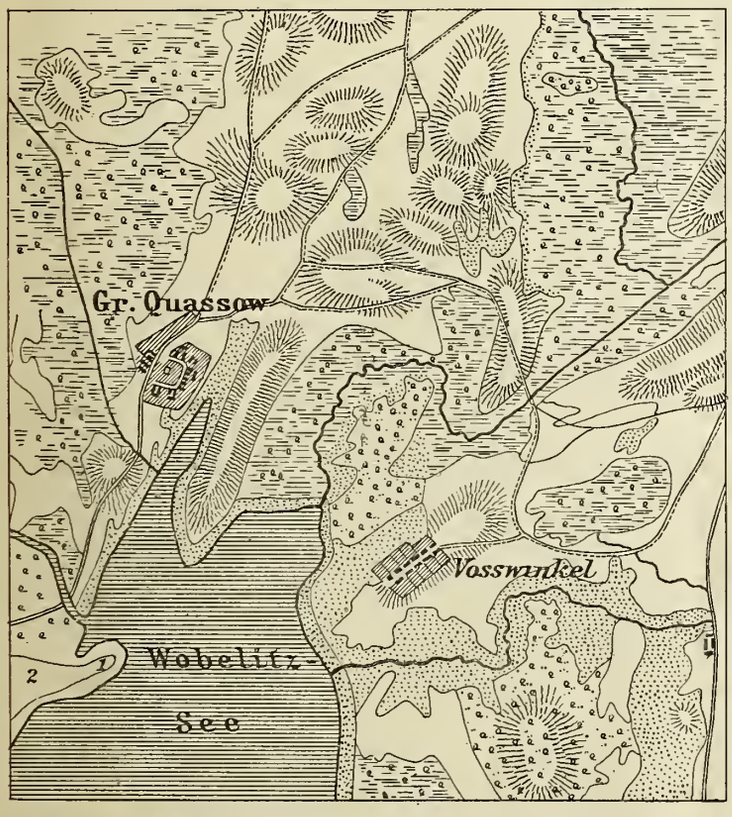
Die Geräte weisen auf eine ziemlich frühe Zeit der neolithischen Periode — die Zahnhalsbänder halten sich bekanntlich bis an die beginnende Bronze- oder Kupferzeit heran. Bei dem gänzlichen Fehlen von Töpferware ist es schwer, eine bestimmtere Vermutung über das Zeitalter auszusprechen. Dieser Mangel an Thongerät ist aber für den hiesigen Stamm ganz charakteristisch, Thonware ist hier sehr selten in dieser Zeit — ebenso

wie das Auftreten sehr alter Bronzeformen aus Montelius' erster Periode, der einzigen, in der ich ihm für die hiesigen Funde sogar in der absoluten Zeitbestimmung beipflichten kann.

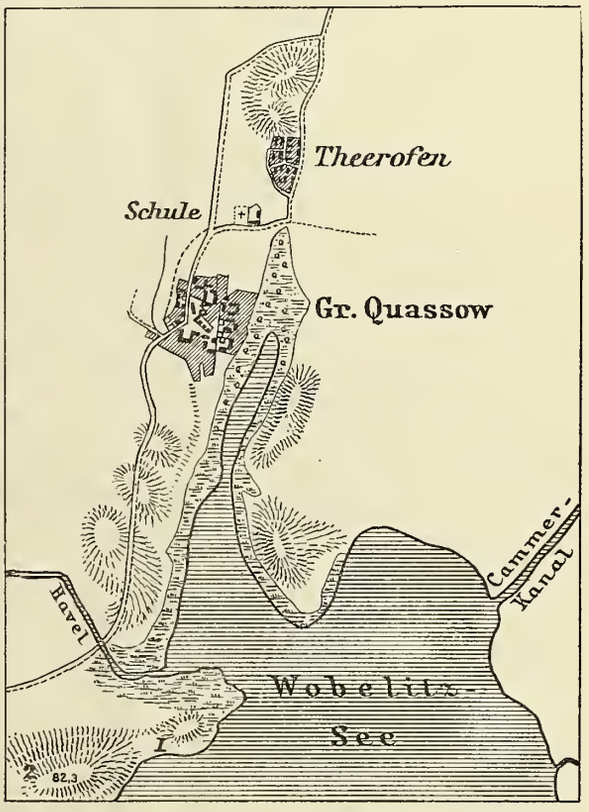
Das Endresultat der Lokalforschung ergiebt mir das folgende Bild: eine kleine Horde siedelt sich aus Sicherheitsgründen auf dem Rundling 1 an, sie vermehrt sich und geht dann auf Rundling 2 und vielleicht noch andere über, wo sie ausharrt, bis sie von der jungen Bronzezeit berührt wird und das Dorf Quassow gründet, und zwar ziemlich so, wie es heute liegt. Der Friedhof deckt sich mit dem heutigen teilweise und erstreckt sich von da an der Richtung auf das ausgebaute Haus zu, das aber nicht Hirten-, sondern Schulhaus ist. Spärliche Beigaben, wie Bronzepincetten, ergeben die Zeitbestimmung. Die schmucklose Thonmasse ist für die sumpfigen Wiesen, die die flache Rundlingshöhe des jetzigen Dorfes früher fast dreiseitig umrahmen, legen eine germanische Deutung näher, denn sie „quatschen", wenn man sie betritt (vgl. lat.: quassare und quatere). Die mittelalterliche Schreibweise setzt für das deutsche „au" für gewöhnlich „ow", so auch Scowenborg für Scauenborg, wie es das Dänische noch heute thut. Die viereckige Form des Tingplatzes erklärt sich aus der viereckigen Form des germanischen Hauses der jüngeren Bronzezeit, die Genauigkeit der Richtung durch modernen Neubau.

Aufsergewöhnlich, aber durch den Flufslauf der Havel erklärlich, ist, dafs man den alten Wohnplatz, als durch die Tradition geheiligt, nicht als Friedhof benutzte. Bei einem Steinzeitrundling an der Wesenberger Ziegelei war das geschehen, ebenso wie bei dem Galgenberg bei

I. Quassow.



v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1780. Sektion VIII.



Mefstischblatt Neustrelitz.

die ganze Sandgegend bis hinter Wesenberg charakteristisch, wo ich mehr als 60 Gräber in den Wustrower Tannen öffnete, ohne selber mehr als ein Drahtpartikelchen zu finden. Alle diese Gräber waren mit vielen und grofsen Steinen umpackt. Die Keramik bleibt unverändert bis in die Eisenzeit, wo sich schöne graue und schwarze Vasen mit ihr mischen — zweifelsohne Import. Sie hält sich, bis klingend gebrannte Gefäfse, oft mit rundem Boden wie die Steinzeitgefäfse, sie ablösen.

Hier in Quassow wie bei dem ehemaligen gröfseren Rundlingsdorfe Grofs-Trebbow auf der anderen Seite der Woblitz (Wüstung aus dem 30jährigen Kriege) finden sich nirgends Scherben von sogenanntem „slavischen Typus". Der altgermanische Stamm und die Form der Anlage haben die sogenannte Slavenzeit durchdauert. Ein sogenannter Slavist, Kühnel, hat den Namen Quassow als „Ort des Herrn Kvas" definiert; Schönberg im Fürstentum Ratzeburg, wo ich unweit der Graburnenfundstelle eine sehr deutlich erkennbare 1,5 m tiefe Steinzeitwohnung mit dem Feuerherd in der Mitte fand, die mich lebhaft an Mardellen aus dem Rheinthal (Schierstein) erinnerte. Mehr war auf diesem Steinzeitrundling nicht zu holen, denn er ist lange als Sand- und Kiesgrube benutzt. Dem Mittelalter waren solche Plätze noch unheimlich, es setzte Galgen und Rad darauf und verbrannte dort Hexen.

II. Kratzeburg von der jüngeren Bronzezeit an.

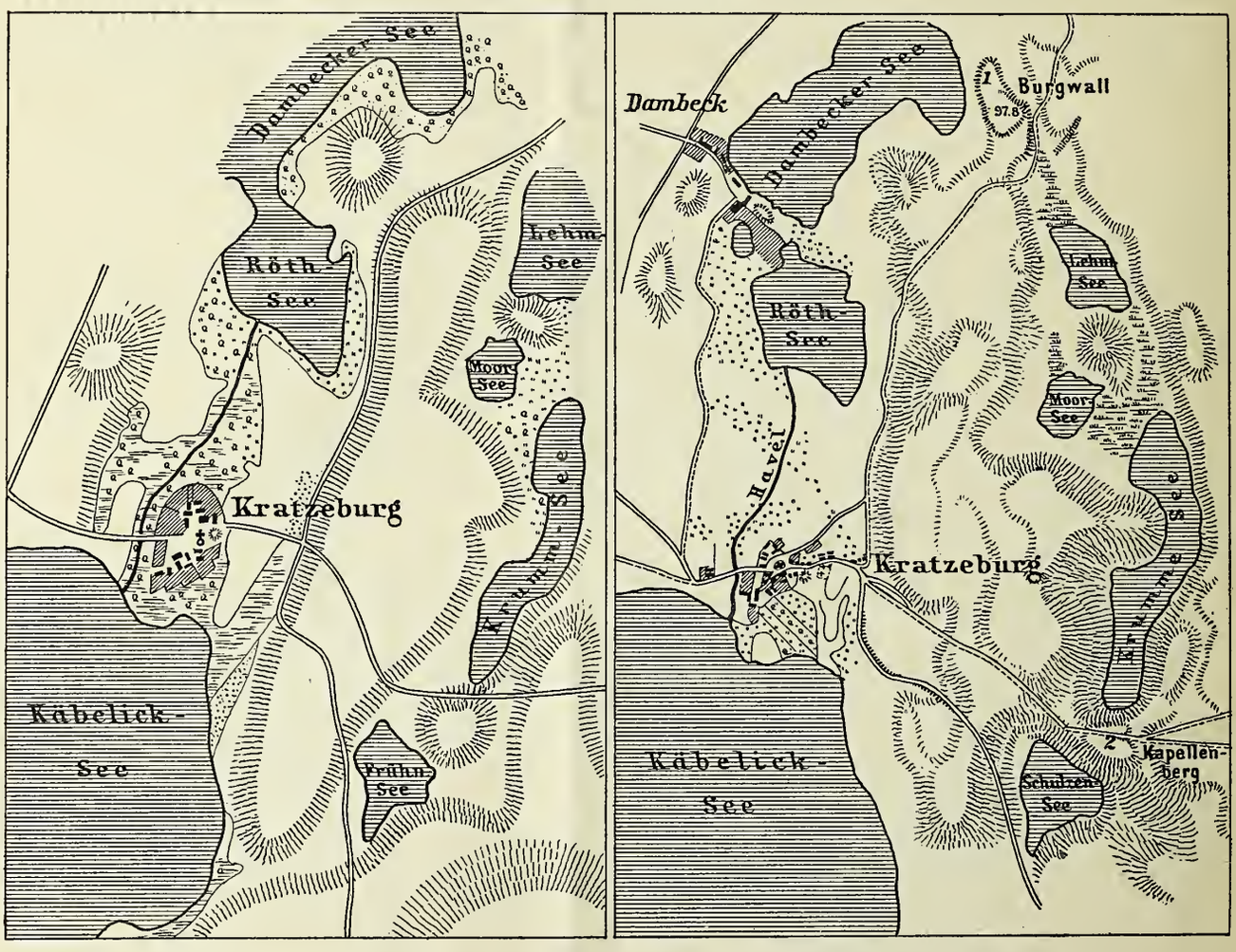
Die Feldmark Kratzeburg hat zwei grofse Rundlinge aus der jüngeren Bronzezeit, den Kapellenberg und den Borgwall (Nr. 1 d. Karte, S. 296). Der Kapellenberg (2), auf dem nie eine Kapelle gestanden hat, ist ein Rundling, der nach dem ~~Lehmsee~~ Krummen See hin sein altes steiles Profil bewahrt, nach dem Schulzensee durch Abackern

verloren hat. Den zugehörigen Friedhof habe ich aufgegraben und die Funde an anderer Stelle publiziert. Der Friedhof des Borgwalls ist zerstört und liegt jenseits der Schweriner Grenze auf Piverstorfer Gebiet, doch sind Funde genügend zur Altersbestimmung in die hiesige Sammlung gelangt. Er war bewohnt von der endenden Hallstattzeit bis in die La Tène-Periode hinein. Zu Beginn der hiesigen Eisenzeit ist er verlassen. Die Bewohner übertrugen den altdeutschen Namen Kratzeburg, d. h. Streitburg, auf ihr neues Dorf, ein Teil von ihnen mag das tiefliegende Piverstorf gegrün-

einem praktischen Widerlegungsexperiment veranlafste. Sprachstudien hatten mich längst auf eine andere Erklärung geführt, aber ich trug Bedenken, ihnen völlig Folge zu geben, wie ich es jetzt thue.

Nehmen wir einen dritten Rundling mit seinen baulichen Erweiterungen seit rund 100 Jahren her, das Dorf Schwichtenberg bei Friedland i. M. (III), so scheint auch der alte deutsche Name, der mons armentarii bedeutet, zunächst darauf hinzuweisen, dafs die Unterbringung von Herden das leitende Motiv der Anlage gewesen sei. Ganz ohne Zweifel haben die freien

II. Kratzeburg.



v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1780. Sektion V. Mefstischblatt Kratzeburg.

det haben, denn die Höhe war von mindestens 600 Familien bewohnt.

Der Borgwall ist ein Rundling par excellence. Er hat nur einen Zugang, und die Wohnungen lagen kranzförmig um einen ovalen freien Platz. Die Herdstellen liegen jetzt etwa 1,5 m unter der Oberfläche, welche ganz mit Scherben übersäet ist. Selten findet man auf den Wohnplätzen Knochen und sonstige Küchenabfälle in gröfserer Menge, massenhaft aber liegen diese in der Tiefe am ~~Röthsee~~ Dambecker See. Für die reinlichen Instinkte der Germanen ist das höchst charakteristisch.

Der feste Borgwall von Kratzeburg war es, der mir zuerst starke Zweifel dagegen einflöfste, dafs man die „hirtenhafte“ Anlage der dänischen Orte (vergl. auch Dahlmann, Gesch. v. Dennemark I, S. 133 ff) zur Erklärung ohne weiteres gebrauchen könne, und mich zu

Plätze auch zu solchen Zwecken gedient — aber nur in ruhigen Tagen des Friedens und wo eine starke Fürstenmacht oder ein mächtiger Edelmann strengen Strafsenschutz gewährleistete.

Meine Probe war höchst einfacher Natur. Ich nahm meinen Langbogen und drei Pfeile, einen mit einem zugespitzten Röhrenknochen, einen mit einer selbstgefertigten Feuersteinspitze und einen mit einer eisernen Spitze bewehrt. Um jeden dieser Pfeile hatte ich trockene Flechten, mit gesammeltem Kiefernharz vermischt, gewickelt. Das zündete ich an und liefs die drei Pfeile unten vom ~~Röthsee~~ Dambecker See aus schräg hoch in die Luft fliegen. Über dem Plateau des Borgwalles kehrten sie die Spitze gen unten und fielen. Als ich die Höhe erstiegen hatte, fand ich meine drei Pfeile mitten auf dem freien Platze in der Erde haftend und lustig bren-

nend. Wäre in einer dunkeln Nacht der Bronzezeit auf dem Platze inmitten der leicht gebauten Wohnungen eine Herde Rindvieh und Pferde versammelt und mit einem Pfeilregen von nur 100 solcher Feuerpfeile überschüttet, sie würde so wild geworden sein, dafs an eine wirksame Verteidigung gar nicht zu denken gewesen wäre.

Denkt man sich nun die vollendetere Schufstechnik des Mittelalters, die starke Brandpfeile aus grofsen Armbrüsten noch weiter fliegen lassen konnte, und erwägt, dafs das „apenbore koi-afdriwen“ einen wesentlichen Teil der Führung des „ridenden krieges“ ausmachte, so wird die Sache noch viel brenzliger.

Dies läfst mich zu E. H. Meyers Gedanken an die Tingplätze zurückkehren — wie viel Ortsnamen auf Sadel, Sattel, Bant und Bent[1]) deuten auf eine Gerichtsstätte hin! Dazu kommt der Markt als Kaufplatz für Ware und Vieh. Die ausgezeichnete kleine Schrift von Goetze über den neolithischen Handel erweist ja klar, dafs es schon lange vor dem 2. Jahrtausend vor Chr. solche Plätze gegeben haben mufs.

Gericht und Marktfrieden bedurften aber in altheidnischer Zeit stets des friedewirkenden Priesters. Damit sind wir von der Archäologie mit der Frage nach dem Ursprung des Rundlings an die Mythologie und die Sprachwissenschaft gewiesen und müssen sehen, wie stark sich der archäologische Schlüssel beim Aufschliefsen dieses Thores bewährt.

3. Wie entwickelte sich bei dem Homo europaeus, varietas germanica, die Idee und die Gewohnheit des Rundlingsbaues? Karl von den Steinen hat es bekanntlich als eine Thorheit bezeichnet, von einer Steinzeit zu reden. Eine Muschel-, Knochen- oder Holzzeit müsse ihr vorausgegangen sein. Die Holzzeit will ich gern zugeben, denn bis zum Eintreten der ersten Eiszeit mufs der Mensch vorwiegend auf Bäumen gelebt haben. Aber dieser haarige Herr vom Urwald mufste sich, während er gezwungen ward (um mit Darwin zu reden), „etwas weniger auf Bäumen zu leben“, im Körperbau und der grauen Rinde seines Gehirns gewaltig transformieren, bis er in der Eiszeit und ihrer nächsten Folge, geborgen in Felsenhöhlen als dem einzigsten Schlupfwinkel, zu einem wirklichen Herrn von den Steinen ward.

In dieser Steinzeit können wir den Menschen als feuerbeherrschend zuerst genauer kennen lernen, in ihr liegt die Embryologie der Sprache und aller Kultur, der Anfang von dem, was wir Humanismus nennen. Diese letzte und höchste Idee ist das Eigentum des Homo europaeus, und nicht zum minderen Teil der varietas germanica.

Der Waldbewohner lebte in scheuer Angst vor den übermächtigen Raubtieren, aber nicht in drückender Nahrungssorge, zu kleineren oder gröfseren Scharen vergesellschaftet. Die Mutterpflege war auf ein gleiches Minimum beschränkt wie bei ähnlichen Säugetieren, von einer gröfseren Zuchtwahl als bei diesen kann keine Rede sein, ebenso wenig von einer die nur potentiell vorhandene Denkfähigkeit durch konstanten Anreiz steigernden Arbeit. Mithin mufsten alle Instinkte, die auf die Veredelung der Art abzielen, unentwickelt bleiben.

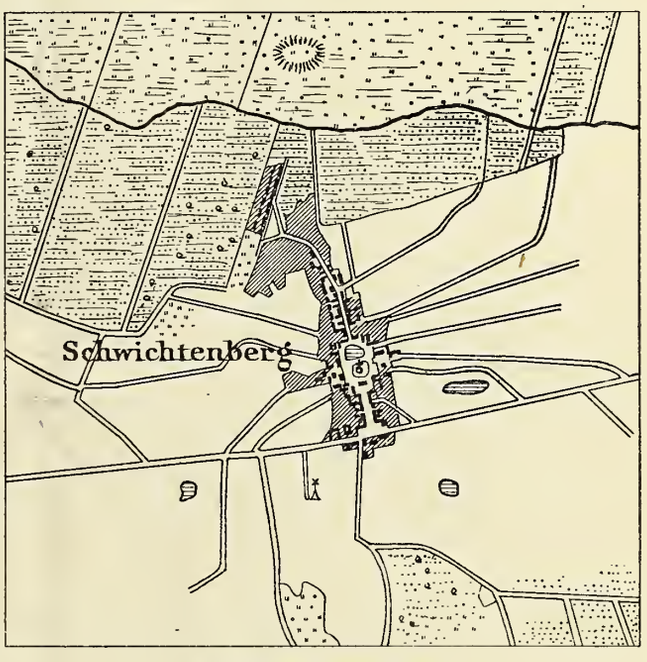
Alles das war geändert, als die Veränderung des Klimas den Menschen in kleiner Anzahl zu engstem Zusammenleben in die Felsenhöhle bannte. Mit der Erschwerung der Mutterpflege wuchs die Mutterliebe, mit der Not im Dasein die Zuchtwahl zu Gunsten des Stärkeren und Intelligentesten in der schweren Ernährungsarbeit. Mit der Beschränkung auf die Enge des Raumes in Verbindung mit der erschwerten Nahrungssorge wuchs auch das Bedürfnis nach Mitteilung, das Bedürfnis nach der Sprache.

Der geringe Schatz der Verständigungsmittel aus der Waldzeit reichte für die neuen Bedürfnisse der Steinzeit nicht mehr aus. Die stumme Sprache der Gebärden mufste erweitert werden, denn für das Zersplittern oder Spalten eines Feuersteines konnte man keine Bezeich-

[1]) Nicht immer ist Bent = Binse, wie bei Jellinghaus die westfälischen Ortsnamen. Kiel 1896.

III. Schwichtenberg.

v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1780. Sektion II.



Mefstischblatt Galenbeck.

nung haben, ehe diese Thätigkeit und ihr Nutzen entdeckt waren. Die einfachen Klangbildungen für Freude, Zorn, Verwunderung und Schmerz blieben bei und neben ihnen die klanglosen Geräusche der Warnung und des Aufmerksammachens. Beide haben sich bis heute fast unverändert in rein vokalischen Klängen und vokallosen Konsonantenverbindungen erhalten; noch heute giebt es halbmimische Scherzgedichte über das Viele, was man mit „pst“ sagen kann.

Die ursprünglich unbewufst nachgeahmten Tierstimmen erwiesen sich bei dem erstaunlichen Mangel des Gehöres bei vielen Tieren als gute Lockmittel zur Jagd. Das Kind lernte sie von den Eltern in der Höhle, seine ungeschickte Nachahmung erweckte — wie noch heute — den Nachahmungstrieb der Mutter: das vertrieb die Langweile und förderte die Lippen- und Zungenthätigkeit für das Sprechen. Die häufige Wiederholung durch viele Generationen im engen Verkehrskreise fixierte diese Laute in Verbindung mit der Gebärdensprache zu Worten und führte dazu, Gebärden mit den Gesichtsmuskeln, besonders den Lippen zu machen. Die lebhafte Lippenbewegung aber erzeugte Geräusche, die zur Wahrnehmung gelangten und meist Richtungsbegriffe bildeten, namentlich BH und P und F oder Pf. Was hier das Ursprüngliche ist, läfst sich aus dem Grunde nicht finden, weil die eine Gruppe so, die andere anders sprach, wie das noch heute bei vielen nichteuropäischen Völkern, z. B. Negern und Indianern, der Fall ist. Darauf kommt es sprachlich bei der folgenden Entwickelung nicht an. Wir können die Worte nur nehmen, wie sie die verschiedenen Lautverschiebungen uns überliefert haben, von denen die erste, fast ganz Europa umfassende in die erste Metallperiode fällt. Es giebt aber auch Worte, die sich ohne Zweifel wesentlich unverändert gehalten haben bis in unsere Zeit hinein.

II. (Schluſs.)

4. Das Wortbildungsgesetz der deutschen Sprache (Periode I). Jedes Elementarwort besteht aus einem Klang (Vokal) mit einem vorangehenden oder folgenden Geräusch (Konsonant). Es bezeichnet je nach der Begleitgebärde Zustand, Sache, Person, Thun und That. Alle Ideen, die es ausdrückt, sind durch rein associatives Denken entstanden. Die Modifikationen können nur durch die Höhe und Tiefe ausgedrückt sein, was für uns nicht mehr nachweisbar ist, oder durch die häufig noch nachweisbare Dehnung des Klanges. Die Dehnung giebt die Begriffe der Erweiterung, der Höhe, der Steigerung und kann zum wirklichen Gegensinn werden. Es haben also die Elementarworte zumeist ihr elementares Gegenwort.

Klasse A der Elementarworte enthält nur Nahrungslaute und folglich auch die Bezeichnung für die Mutter als Ernährerin.

Klasse B der Elementarworte enthält die Laute für die primitiven Lebensbedürfnisse und Thätigkeiten und ist entstanden aus der Beobachtung des Sprechens und des Sprechenden. Sie giebt also Lautbilder, die auf der Ähnlichkeit des zu Bezeichnenden mit Teilen des menschlichen Körpers beruhen — ist also eine ähnliche Projektion wie die primitiven Werkzeuge Projektion der Gliedmaſsen sind.

Klasse C der Elementarworte enthält nur Atmungslaute. Sie ist der Entstehung nach die älteste, weil der Mensch eher ein- und ausatmen muſs, ehe er schreien oder saugen kann. Die Atmungslaute kommen aber dem Menschen erst spät zum Bewuſstsein, z. B. der Begriff ich und at-em. Sie führen als Träger animistischer Vorstellung hinüber zu apperceptivem Denken.

Periode II. Vokalisch anlautende Elementarworte und deren Gegenworte erhalten konsonantischen Anlaut, konsonantisch anlautende erhalten einen neuen Konsonanten am Ende und bilden so neue Begriffe zu den aus Periode I übernommenen. Bei kurzen Worten der Periode II ist eine Neigung zur Bildung des Gegenwortes noch vorhanden. Die Begriffe der Periode II zeigen animistisches und mythisches Denkvermögen. Der Mensch ist fähig geworden zu vergleichen. Neue Begriffe werden erzeugt dadurch, daſs man

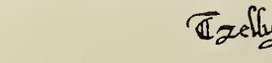
kurze O. Der Donner ist noch heute „die Stimme Gottes“, so war er es von Anfang an: d. h. von der Zeit, als der Hausgott auf den Berg und schliefslich in den Himmel gestiegen war. Dafs das lange O in Nordischen aus Thonr entstanden sein soll, ist unrichtig, es folgt vielmehr naturnotwendig aus dem veränderten Wesen der meeranwohnenden Völker. Thorr, der die Flüsse Örmt und Körmt täglich dreimal durchwatet und aufs Meer fährt, um die Midgardschlange zu erschlagen, tritt in logischer Sprachfolge von seinem Elementarwort auf das Gegenwort, auf dem rein erhalten Môr, Gôr und Nôr, klangversetzt Mâr und Mêr stehen.

II. Weih.

Das Wort Weih, althochdeutsch W⸗h, steht auf dem Elementarwort IH, das uns im Deutschen im Pronomen „ich“ rein erhalten ist und dessen Gegenwort ÎH, das mit schärfst ausgehendem Atem, bei Kindern im höchsten Affekt des Ekels und Schreckens noch heute rein gesprochen werden kann — aber auch nur im höchsten Affekt. Es ist ein Geräusch, das der Erwachsene nicht mehr zu bilden vermag, dieses alte H, welches das Althochdeutsche noch besafs. Auch die ältesten Geschlechter, deren Aussprache ich scharf anhörte, haben den alten Laut, oder genauer gesagt, die Fähigkeit, ihn zu bilden, verloren, z. B. die Geschlechter Welf, Wittelsbach, Mecklenburg und andere regierende Häuser mehr.

Ich ziehe aus dieser Untersuchung den Schlufs, dafs der Transformismus noch weiter arbeitet in unserer Rasse, wenn auch für unsere Hülfsmittel unmefsbar, so dafs wir in der wissenschaftlichen Technik sehr wohl mit Kollmanns Persistenz weiterarbeiten können. Die Bildung des flüchtigen Hauchlautes ist sicher keine fluktuierende Eigenschaft. Davon kann sich jeder, der über die allerdings aufserordentlich selten vorkommende Eigenschaft feinen Sprachgehörs gebietet und sie von Jugend an geschult hat, leicht überzeugen, wenn er einen rasseechten Juden „hauch“ und „chauh“ sagen läfst — bei Kreuzung mit Germanen ist in erster Generation der Unterschied stets hörbar, selbst in zweiter und dritter bisweilen noch. Das Merkmal ist sicherer als die sechsförmige Nase. Umgekehrt kann der reine Germane, auch wenn er Schauspieler von Weltruhm ist und Shylock als Glanzrolle hat, den jüdischen Laut in „chau“ (eher noch in cham) nie ganz richtig sprechen. Das H in der Sprachforschung ist ein so wunderliches Gebilde wie der Wurm in der Naturwissenschaft. Die lautverschobene Form îh-ha im Althochdeutschen hat schwerlich je ein Mensch wirklich gesprochen, es sei denn, das „h“ hätte sich zu „sch“ hinübergeneigt, wie sie das jetzt in wachsendem Mafse thut. Im Kölnischen hört man oft „isch“ und „misch“, die jüdische „Ische“ sagt „îsch“ und „mîsch“ und „Reschnung“. Diese Schwankungen des H sind für Rundlingsnamen auf Weih von grofser Bedeutung.

Das alte H wird zu CH, G, GH, K und zu TZ, SCH, TSCH. Die letztere Form ist nicht blofs im Englischen, z. B. Greenwich gesprochen: Grînitsch = Grünweih, sondern sie kommt neben dem SCH auch da vor, wo Ostgermanen längere Zeit gesessen haben. Das zu TZ verschobene K ist schwedisch wie norddeutsch. Der schwedische Matrose singt deutlich: Gupa Noas TZörring. Das deutsche will ich mit einem Facsimile belegen (Orig. Stadtarchiv Itzehoe 1260, Januar 31). Es ist eine Nebenform von Kellingehusen.



Die Irrtümer, welche hier die Ortsnamenforschung begangen hat, sind noch viel schlimmer als bei ow, da hier nicht nur das slawische „ice“ mitwirkt, sondern auch das deutsche „wisch“, z. B. das hiesige Dorf Bentwisch ist weder Binsenwiese noch Gerichtswiese, sondern Gerichtsweih, es war ursprünglich ein Rundling.

Nachdem diese kleine sprachliche Auseinandersetzung voraufgegangen, erübrigt sich die Untersuchung, wie der Begriff weihen, wihan entstanden ist. Die Elementarbedeutung von IH kann nicht in der pronominalen Bedeutung liegen, denn diese ist nicht elementar. Wie spät begreift sich ein Kind noch heute unter dem Ich!

IH kann nur „lebender Mensch“ bedeutet haben, wie aus dem Griechischen ersichtlich — danach würde das Gegenwort ÎH Leiche bedeutet haben und im Stadium der OR-Wohnung Gegenstand des Ekels gewesen sein — mit der S-OR-G-e für den Toten mufste sich diese Urbedeutung aus dem Gedächtnis verlieren. Das gedehnte Gegenwort diente fortan zur Steigerung, also etwa „grofser Mensch“, „wichtiges Ich“, wie es in das Althochdeutsche eingetreten ist.

Periode 2, vielleicht auch erst 3, bildet das Wort LIH, das erhalten ist in „lich“ = ähnlich und Leiche. Der wachsende Transformismus in der grauen Rinde hob den Menschen zu apperceptivem Denken, denn dazu gehört die Thätigkeit des Vergleichens, nachdem associativ die Erfahrung gewonnen war, dafs der Tote in seiner Form stark an den Lebenden gemahne. Diese gedoppelte Wahrnehmung führte zum ersten Totenkult.

Das Griechische läfst uns diesen Werdeprozefs deutlich erkennen. Das Wort ἴχνος bedeutet Spur, Fährte. Νος aber ist, ursprünglich Νοϱ lautend, ein Bergvorsprung, den die nordischen Sprachen mit nœs bezeichneten, wie auch im heutigen Platt kleine Halbinseln, die keinen besonderen Namen haben, „de Näs“ genannt werden, sowohl Bergvorsprung wie Nase; das griechische νόος = νοῦς ist also Geruchssinn. Der Begriff ἴχνος führt also in die Urwaldzeit zurück, wo der Mensch wie andere Säugetiere, auf allen Vieren, denn seine krummen Schenkel waren zum Gehen nicht gut brauchbar, den Fährten des Weibchens folgte und mit der Nase am Boden spürte — was in ähnlicher Weise auch noch in der ganzen Sprachperiode 1 vorgekommen sein mufs, wo die Nase entschied, was für Blutstropfen am Boden waren. Mit dem Feuchtigkeitsbegriff ôr zusammengesetzt, formt sich das Wort IH zu ἰχώϱ, z. B. Ilias V, 340 . . . . . ϱέε δ'ἄμβροτον αἷμα θεοῖο, ἰχώϱ.

Die leichtlebigen Götter hatten ihr echtes Menschenblut mit allen seinen Vorzügen und Fehlern mit auf den Olymp genommen — ihre Transformation war vergessen, so auch mindestens im Kreise Homers die Urbedeutung des Wortes. Nicht so in der griechischen Sprache überhaupt, die den tierischen Begattungsinstinkt in ἴχνος festhielt und folglich mit ἰχώϱ alle fauligen Säfte, Eiter und schliefslich jede unsaubere Flüssigkeit bezeichnet.

Ist aber so IH als lebender Mensch festgestellt, so ergiebt sich WIH sehr leicht und zwar aus der Nebenform dem Vergleichungswort „wie“. Es heifst also WIH-AN einen anderen Menschen zum „Wie-ich“ machen. Dazu bediente sich der Germane der elementarsten Form: er mischte sein Blut mit dem des Fremden, gerade so wie er sich durch das Blutopfer mit seinen Göttern verband.

Wie Recht hatte E. H. Meyer mit seinem Hinweis auf den Thorstein, der zum „Weih“-Platz notwendig hinzugehört, auch da, wo Wodan an Thors Stelle getreten ist, wie bei Odinsvi und zweifelsohne auch Viborg, Arcun in Rügen (Ark = Ork, Gespenst, Geist, Un = Heim) und Godenswege i. M. = Wodansweihe.

Die archäologischen Spuren führen auf die vollentwickelte neolithische Periode zurück. Wodans Waffe ist der Speer. Was das im Völkerleben bedeutet, wird jedem klar sein, der eine der vielen und zum Teil sehr guten Abhandlungen über Speer, Bogen und Pfeil im Völkerleben gelesen hat; der Germane kämpft mit seiner „Framea“ zu Fuſs und zu Pferde in geschlossener Reihe. Sippen und Stämme sind unter Königen vereinigt.

Es ist kein Zufall, daſs gerade bei Viborg Lanzenblätter angefertigt wurden, von denen Geh. Rat Voſs mir sagte, sie seien dünn wie Papier. Eine Werkstätte, die ähnlich schöne Blätter hervorbrachte, liegt in Vor-Pommern bei Triebsees, also zwischen den Wodanstempeln von Arkona und Godenswege, in denen Wodans weissagendes weiſses Pferd die sog. Slavenzeit überdauerte (Rhetra setzte ich zu ahd. Rithra = Sieb — alle unsere längst als Tempelgerät anerkannten Hängebecken älterer Form haben einen kunstvoll gegossenen Siebrand — vgl. den Siebrand in den Nachtmarsagen; Raduir zu Rad und Wêre. Das Rad ist Wodans Symbol). Besagte Lanzenblätter (Museum Stralsund) sind erstaunliche Kunstwerke, die keinem praktischen Zwecke gedient haben können. Schon viel dickere halten den Wurf nicht aus, auch wenn man den Schaft, gespalten und sich verjüngend, bis an die Spitze hinlaufen läſst. Haftet solches Geschoſs in einem Tierkörper, so wirkt das federnde Ende des Schaftes zerbrechend.

Die Genesis Wodans — Elementarwort OD = Atem, Leben, ÔD-Entatmung [3]), Tod — steht fetischistisch auf Uhu und Pferd, animistisch auf dem Uhu als Seelenverschlinger und auf dem abergläubischen Scheuen des sonst so mutigen Pferdes, das dadurch zum Weissager wird. Er wandert gleich auf die Höhe, weil er später als Thor angefangen hat zu leben, d. h. nach der Domestikation des Pferdes. Den Speer erhält er durch den Reiterkampf und den gedrängten Massenkampf der Sippe, dessen Meister er ist. Zu ihm wie zu Thor drängen sich rassefremde und sprachfremde Elemente der Bronzezeit, sämtlich orientalischen Ursprungs, dazu gehört auch das Radsymbol der Bronzen. Welchem Volke der asiatische Sonnen- und Himmelskult angehört, wird sich erst ausweisen, wenn wir genau erst wissen, wo zuerst das Metall in den Menschendienst trat, in Iran und Indien war es jedenfalls nicht. Wir müssen ferner wissen, wer uns die Bronze brachte und wer den Mittelmeervölkern? Daſs sanskritredende Männer darin mit Semiten konkurrierten, zeigt in Italien die Doppelform Jupiter und Jovis mit der volksetymologischen Nebenform Diovis, beides bezeichnet Himmel, so Dyaus wie Jahve (vgl. 1. Moses 19, 24). Semitischer Spracheinfluſs zeigt sich in dem Goldlande Irrland und Zinnlande Wales (in Wortbildungen wie Mog-Nét, Malgwn, Cunét). Bei uns scheint ein stark semitischer Einfluſs stattgefunden zu haben, in dem früheren Heideamt Grammertin und Altstrelitz hat auch die Freizügigkeit der Neuzeit die körperlichen Merkmale noch nicht verdrängen gekonnt. Die Leute sind intelligent, etwas weniger schmutzig als die Gorunge, unehrlich und verlogen zum Übermaſs; sie werden von Laien für „Wenden“ gehalten, einem geschulten Auge sind sie auf den ersten Blick kenntlich. In Dänemark sind Reste dieser Menschengattung mehr oder minder gemischt auch vorhanden und ich glaube, daſs auch ein groſser Teil der dunkeläugigen Schweden zu ihnen gehört. Gerade in den Gegenden, wo die einheimische Bronzetechnik sich auf ihren höchsten Gipfel schwang, sind sie am häufigsten. Sehr bemerkenswert ist, was Hoernes [Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa (Wien 1898) Seite 409] über „etruskische Geschlechter orientalischer Herkunft“ sagt, es ist eine ethnographische Parallele zu dem Verhältnis, das hier stattgehabt haben muſs — die Sonderstellung des Schmiedes bis auf den heutigen Tag bezeugt es; ich habe darüber an anderem Orte eingehender gehandelt.

Die germanische Form des orientalischen Himmels- bezw. Sonnengottes ist Tiuz, der sich als Import durch seinen Fetisch bezw. sein Attribut oder Symbol zu erkennen giebt. Das Schwert ist eine orientalische Erfindung und hat seine Unheimlichkeit auch in die junge Zeit hinübergenommen, wo es schon Nationalwaffe geworden war (vgl. die Fluchschwerter der Sagen). Nie ist ein einheimischer Gott älter als sein Fetisch oder selbst sein Symbol (vgl. das Kreuz der La-Tène-Periode). Tiuz ist nie rein zur Geltung gekommen, seine Spuren verschwimmen; wie das von E. H. Meyer vollkommen richtig geschildert, wenn auch nicht richtig erklärt ist. Ernst Siecke (Mythologische Briefe, Berlin 1901, S. 12) bemerkt: „Wenn Herr El. H. Meyer sagt: ‚Eine altgermanische Mondgöttin ist mir nicht bekannt‘, so wirkt das fast so, als wenn einer sagen wollte: Ein altgriechischer Zeus ist mir nicht bekannt.“ Ich möchte das hiermit gesagt haben, denn Zeus ist so wenig altgriechisch wie Tiuz altgermanisch. Beides führt auf die Sanskrit-„Wurzel“ div zurück. Wollte man diese germanisch in ihre vier Elementarworte zerlegen, so kommt man nie auf den Begriff des Leuchtens, wenn man nicht mit „to dive“ in die dunkle „Tiefe“ gehen wollte nach dem Muster von „Lucus o non lucendo“ oder gar an Goethes „tiefen Himmel“ denken wollte. Übrigens möchte ich den Wert von Sieckes Arbeit hier stark betonen, denn gerade aus diesem Buche kommt das Rassefremde der Vorstellungen auf germanischem Gebiete sehr deutlich zu Tage. Dr. Fritz Schulze (Psychologie der Naturvölker, Leipzig 1900) glaubt, die religiöse Weltanschauung des Naturmenschen aus der Himmelsbetrachtung erklären zu können; für Länder, in denen der Himmel eine stärkere und durch Hitze verderblichere Rolle spielt, ist das sicher richtig. Nicht aber bei uns, womit ein Beweis geliefert ist, daſs die Trennung des Menschen in konstante Rasse viel früher eingetreten sein muſs, als bisher erwiesen ist. Eine Spekulative, die nicht mit der letzten Urzelle denselben Denkfehler begehen will, den jedes monotheistische Denken begeht, kann nur bei Urzellen von atomistischer Verschiedenheit enden — die Lehre von der Konstanz ist kein Widerspruch gegen das biogenetische Grundgesetz, sondern nur eine Begrenzung, welche strenges Denken fordert; nicht Eins, sondern Unendlich ist Grundzahl des Monismus. Auch der Import einer fremden Religion mit dem Leichenbrand hat nichts an dem Wesen der Sache geändert. Ob Thor oder Wodan der Schirmherr des Weiheortes ist — der Ort bleibt stets ein Rundling.

Für die Namenforschung ist also bei allen Orten auf Weih, Weig, Wig, Wiek, Wich und Wîz — mittelalterlich nach Analogie des Lateinischen, in dem Längen durch Konsonantenhäufung gebildet sind, witz, wictz, wiccze geschrieben — zuerst zu untersuchen, ob in dem Vorderwort nicht ein reingermanisches oder ein verderbt germanisches Wort steckt.

III. Heim.

Das Heimwesen des Germanen, die Verteidigung des heimischen Herdes und die Liebe zur Heimat ist der hervorstechendste Charakterzug des Germanen.

Er hat sein Vaterland, seine Muttersprache. Das Vaterland ist ein Begriff, der ihm erst seit der Vaterherrschaft kommen konnte: seine Muttersprache besaſs er viel früher.

[3]) Daher Hängegott, Windgott.

Sein Vaterland ist nicht älter als die Grundbedingungen in Borg, Dorf und Weih, seine Muttersprache führt zurück in die Perioden Bòr, Dor und Or.

Vielleicht das älteste Wort, das unsere Sprache überhaupt besitzt, ist es, auf dem der Begriff Heim steht, das erste Wort, das jedes Germanenkind noch heute lallt, ist unverändert das alte Elementarwort AM und daneben MA, das jetzt nach weniger Zeit, oft schon nach ein paar Tagen seit den ersten Sprachversuchen in MAM übergeht. Analysieren wir dies, so kommen wir auf einen, ich möchte sagen den Rundling. Sehen wir einmal ab, so von dem Rührenden des kindlichen Lallens wie von dem Poetischen der germanischen Home-sweet-home-Dichtung und gehen auf den Realismus des Naturmenschen zurück, so haben wir den Rundling. Das Elementarwort AM ist uns rein erhalten in einer alten botanischen Bezeichnung (Grimm) „arista vel theca dorin das Körnlein lît“ und verdoppelt in AMMA die Amme.

Der Grundbegriff ist heute noch nicht verloren: wir fühlen uns in der Heimat wohl „wie im Mutterschofs“.

AM ist die Mutter als Gebärerin und als Ernährerin; noch heute bezeichnet auch ein Flaschenkind seine Nahrung mit demselben Wort wie die Mutter. Der S-OR-ge der AM in OR, BOR, BORG und DORF verdanken wir das deutsche W-OR-T die Muttersprache, ihr verdankt das Kind seinen ersten H-AM-R = HAMA = H-emedi = HAMO, sein erstes HEMD, das konservative Dänisch hat die reine Form HAM; ihr verdankt das Kind seine Gestalt „HAM-R“ (vgl. ham-ramr, seine Gestalt wechseln).

Die althochdeutsche Form LIH-HAMO ist also nicht „Leichengewand“, wie etwa „Frauenzimmer = Frau“, auch nicht „Seelengewand“, sondern „ähnliche Gestalt“.

Die einfache älteste Form LIH-AM zeigt aber den primitiven Germanen in seiner ganzen Vornehmheit. AM bedeutet immer etwas Liebes, wie z. B. ÖM im Altdänischen und ÖM-buna (wohlthun) im Altnordischen oder AM-O im Lateinischen.

Der „Leicham“ (Leichnam ist eine Sprachdummheit) ist also in seine Elementarbegriffe zerlegt: Leiche, Ähnlich, Mutter, Lieb. Dies führt auf die beiden primitivsten Bestattungsarten, von denen die eine auf den Anfangsrundling hinweist.

Es ist oft bemerkt, dafs die ältesten Steinzeitgräber den Menschen in derselben hockenden Gestalt zeigen die er im Mutterschofs hatte. Dies beweist, dafs man sich von Periode 2 an die Erde als Menschenmutter vorstellte. Einst nicht existiert zu haben, ist dem primitiven Menschen so undenkbar wie dem beginnenden Denken des Kindes. Woher man gekommen, dahin geht man zurück.

Der Mensch wird geb-ÔRen, er stammt aus dem ὦῤ der Mutter, daher Blutrache und Flut-grab. Blut und Flut sind dem Germanen heilig. Frau Holle wohnt unter der Erde und holt Kinder hervor aus dem Stein und aus dem Kinderbrunnen, so auch der Storch und stellenweise der Schwan — der Lohengrin aus dem Seelenlande bringt. Nicht nur die Meeranwohner, sondern auch die Bergbewohner kennen die Flutbestattung. Das reine strömende Wasser ist animistisch wie die Muttermilch, die Milch der Mutter Erde.

Terra mater nennt Tacitus die Göttin der meeranwohnenden Germanen — die natürlich auch Rundlingswohnerin ist, denn sie wohnt auf einer Insel, auf einem „Ei-land“.

Nerthus, d. h. „guter Wille“, soll ihr Name gewesen sein. Wenn das „e“ statt „o“ nicht ebenso ein Lese- oder Schreibfehler ist wie das „H“ statt „N“ (Hertha) — und dieser Fehler ist häufig im Mittelalter gemacht —, so hätten wir immer noch ein Wort vor uns, das der Periode 3 der Entwickelung des elementaren OR angehörte. So altertümlich bei uns auch die Worte auf „u“ sind, so ist es doch völkerpsychologisch unmöglich, sie älter als ans Ende von Periode 3 zu setzen.

Dafür aber ist die Entwickelung bis Fetisch-Erde, Animismus-Erde, Göttin-Erde um viel zu weit rückwärts reichend, als dafs eine Abstraktion wie Nerthus der ursprüngliche Name gewesen sein könnte.

Der Gedanke, die Erde als Mutter anzusehen, mufs aber mindestens ebenso alt sein wie die Bestattung in hockender Form. Der Gedanke ist aber associativ gewonnen, während Nerthus ein Wort der Apperceptive ist. Folglich mufs das Wort für terra mater auch aus rein associativen Worten von Periode 1 und 2 zusammengesetzt bezw. zusammengezogen sein.

Im Gegensatz zum lateinischen terra mater mufs im Deutschen der führende Begriff „Mutter“ voran gestanden haben, das Wort mufs also mit AM oder MA begonnen haben. Der Mensch hatte für das, was für ihn den Begriff Erde ausmachte, nur OR und ÔR zur Verfügung und verband beides, je nachdem er nüanzieren wollte, mit MA.

Der leitende Gedanke war immer die Bestattung. Mit OR dachte er an eine Höhlenbestattung bezw. Eingraben in den Löfs, mit ÔR an die Flutbestattung. Es verschmolz das kurze A und O zu einem Zwischenlaut, bei dem der dunklere als Sieger hervorging, wie im Lateinischen mörs und möri, im Deutschen hat der lange Vokal gesiegt und ein Wort geschaffen, das zwischen A und O schwankend vorkommt in MÂRT und MÔRT. Der T-Laut am Ende verweist das Wort in die Periode 3, welche auch ERT bildete aus OR, denn die Begriffserweiterung durch Klangveränderung bestimmt die Zeit; im konservativen Dänisch ist der O-Laut in „jord“ geblieben.

Die Mahrtensage ist noch heute bei allen Germanen die Quelle vieler Dichtungen. Das Poetische in ihr ist nicht nur die wiederkehrende Seele, sondern mehr noch die Mutterliebe, die stärker als der Tod ist. Die entfliehende Mahrt auf dem Siebrand ruft: „O Seewenrand, o Seewenrand, wo weent mine Kinner in Engelland“. Die entflohene, vom Gesetz der Totenwelt zurückgerufene Mahrt kehrt wieder auf die Erde zurück, um ihrem Kinde die Mutterbrust zu bieten und es zu pflegen.

Stets geht die Mahrt über die Flut, weil eben bei uns die Flutbestattung prävalirt haben mufs — auch der Orcus ist eine stromumflossene Insel unter der Erde.

Der alte Name der Rundlingsbewohnerin aus der Ostsee der terra mater kann nicht viel anders gelautet haben als der des Gespenstes. Eine indirekte Bestätigung bringt die unehrenhafte Bestattung, von der J. Mestorf (Moorleichen) 27 Nachweise aufzählt. Nicht in der Erde oder der reinen Flut, sondern in dem, was keines von beiden ist, dem sumpfigen Moor wird der Verbrecher begraben; er ist ausgeschlossen von allen Rundlingswohnungen auf der Insel der Seeligen oder den Himmelsburgen der beiden grofsen Götter. Charakteristisch genug ist, dafs die umgehenden Seelen böser Menschen nicht nur ins Moor gebannt werden, sondern auch besonders in den Streifen, der weder Meer noch Land ist, also in den Schlick zwischen Ebbe und Flut.

Mag es sich auch auf dem bisher unbetretenen Wege in die prähistorische Sprach- und Gedankenwelt nicht sonderlich bequem marschieren lassen, man kommt aber bei einer mehr als 25jährigen Entdeckungsreise in dies unbekannte Land zu der sicheren Erkenntnis, dafs unsere prägermanischen Altvorderen sich ohne den Rundlingsgedanken niemals zu Germanen entwickelt hätten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 113411463